

»Au«, schrie sie, und als er bei ihr war und sie sich ihm zuwandte, blutete es über ihrer rechten Augenbraue. »Teufel auch, Teufel auch«, fluchte sie.

Joanot stand einen Moment hilflos da, dann zog er sein Leinenhemd aus der Hose, riss ein Stück davon ab und drückte es auf die Wunde. Eine Hand, die sich wie trockenes Laub anfühlte, schob ihn mit erstaunlicher Kraft beiseite.

Die Bettlerin hatte plötzlich ein Tuch in der Hand, spuckte darauf und presste es auf die Stirn des Mädchens. »Aus dem Weg, du Tunichtgut. Da habt ihr's, ihr dummen Kinder! Der Herr will es nicht leiden, dass ihr in seinem Haus Schabernack treibt.«

»Au ... au ... au ... au«, wimmerte das Mädchen.

»Die Wunde wird heilen, aber du wirst eine kleine Narbe über dem Auge davontragen. Und das muss so sein. Denn dieses Mädchen, Joanot, ist für dich bestimmt, wie dieser Junge, Nuria, für dich auserwählt ist. Und an der Narbe über dem Auge, Joanot, wirst du sie an dem Tag erkennen, an dem ...«

Türen fielen ins Schloss, Fensterläden wurden zugeklappt. Das dumpfe Geräusch von Holz auf Holz, das Schaben von schweren Kisten auf den Fliesen des Fußbodens drängten sich in Joanots Traum, bevor die Bettlerin ihren Satz beendet hatte, und zerrissen die Bilder, als wären sie Schemen hinter dem weißen Pergament, das man für ein Schattenspiel aufgespannt hatte. Joanot setzte sich auf und rieb sich die Augen.

Vor seiner Zimmertür tobte ein Aufruhr durch die Flure und Räume. Die Neugier trieb ihn aus dem Bett. Ein kurzer Blick zu den Schlafstätten seiner Brüder belehrte ihn, dass diese die Nacht nicht zu Hause verbracht hatten. Das geschah des öfteren seit dem Tag, an dem der Türke Mehmed II. Konstantinopel belagerte und sich Joanots Vater mit seinen älteren Söhnen an der Verteidigung der Stadt beteiligte. Seit Anfang April 1453, als der Sultan seine Armee vor der Stadt versammelt hatte.

Der Neunjährige tippelte zur Tür, öffnete sie und befand sich sogleich im Mittelpunkt des Gewühls. Sein Vater schritt durch den Hauptkorridor. Mit einer Stimme, die keinen Widerspruch duldet, gab er Joanots Brüdern, den Dienern und den Angestellten des Kontors, so sie ihren Dienstherrn noch nicht verlassen und Zuflucht in den Kirchen gesucht hatten, Anweisungen, wie sie Fenster und Türen zu verbarrikadieren hatten.

Joanots Blick blieb an einer hageren Gestalt hängen, die mühsam eine Kiste hinter sich herzog. Der alte Mann zwinkerte ihm aus seinen graublauen Augen zu. Der Junge hing sehr an Demetrios, der das Kontor des Konsuls leitete. Solange er denken konnte, stand der Grieche schon im Dienst seines Vaters, und auch Demetrios hatte den Jungen ins Herz geschlossen. Plötzlich legte sich eine Hand auf Joanots Schulter.

»Komm, Joanot, frühstücken!«, sagte María Julia und sah ihren Jüngsten liebevoll an.

Er schlang die Arme um sie und drückte sich eng an sie. »Lass mich nie wieder allein, Mare! Nie wieder, hörst du?«

Erstaunt runzelte sie die Stirn. »Wann habe ich dich denn allein gelassen, Joanot?«

»In meinem Traum.«

»Was für ein garstiger Traum, mein armer Junge.« Sie strich ihm über den Kopf.

»Träume sind nur Schäume. Komm, lass uns essen.«

Ein paar Stunden später rutschte Joanot auf der vordersten Bank in der kleinen Kapelle des Hauses hin und her und ahmte mit wachsendem Vergnügen den Gesichtsausdruck des leidenden Jesus am Eichenholzkreuz nach. Doch das genügte ihm bald schon nicht mehr, und er steigerte sich in ein immer wilderes Fratzenschneiden hinein. Dabei hoffte er auf ein Donnerwetter, auf irgendetwas, das ihn aus der Ödnis der Andacht befreien würde. Wenn Jesus Christus schon Gott ist, dachte er, würde ihm doch keine Dorne aus der Krone brechen, von seinem Kreuz zu steigen und mit ihm in der Stadt herumzuströmen. Aber der Gekreuzigte war über die Blasphemie erhaben und litt stattdessen lieber stoisch weiter.

Joanots Mutter, die in der Bank hinter ihm saß, schwante offenbar, was die ruckartigen Bewegungen ihres Jüngsten bedeuteten, und versetzte ihm einen sanften Stoß in den Rücken. Mühsam riss er sich zusammen, zwang sich zu einem ernsthaften Gesichtsausdruck und leierte zum tausendsten Male leise das Vaterunser herunter: »... und führe uns nicht in Versuchung, sondern errette uns von dem Bösen. Amen.« Er schloss mit den üblichen Worten: »... und beschütze Rosalie und Blanca, Juan und Ferante und natürlich Mare und Pare.« Aus lauter Überdruß fügte er dem Gebet im Stillen einen weiteren Schluss an: ... und schenke mir einen schönen Pisspott, und führe mich immer rechtzeitig zu ihm hin, denn mein ist die Pisse in Ewigkeit. Und ich will nicht, dass sie sich in mein Bett ergießt. Und Mare möchte das übrigens auch nicht und Pare schon gar nicht. Da hast du's! Amen.

Joanots Augen blitzten mutwillig, während er mühsam ein Kichern unterdrückte. Als er sich wieder beruhigt hatte und die Langeweile sich erneut wie ein schweres Tuch um seine Schultern legte, drehte er sich mit einer Leidensmiene, wie nur Kinder sie aufzusetzen verstehen, zu seinem Vater um, der ganz in sich versunken schien. Dann wanderte Joanots Blick zu seiner schönen, rothaarigen Mutter und den beiden Brüdern Juan und Ferante. Schließlich schaute er zu seinen beiden Schwestern Rosalie und Blanca, die links und rechts von ihm knieten. Doch alle waren mit großem Ernst in ein Zwiesgespräch mit *Déu*, mit Gott versunken. Enttäuscht, nicht einen einzigen antwortenden Blick erhascht zu haben, wandte er sich wieder dem kleinen Altar zu.

Heiliger Pisspott, nahm der Knabe seine lästerlichen Gedanken wieder auf, die ihm aber kein Vergnügen mehr bereiteten, wann hören die endlich auf? Er sehnte sich danach, die Kapelle zu verlassen, auf dem Vorplatz herumzujagen. Und wenn das schon nicht ginge, weil sie sich im Krieg befanden, dann wollte er sich wenigstens im Kontor, besser noch im Warenlager verstecken und sich vom alten Demetrios aufspüren lassen.

Überhaupt der Krieg! Er hatte ihn gründlich satt, diesen widerlichen Spielverderber, der die Farben stahl und den Frohsinn erdrosselte wie die jungen Tauben für die Tafel. Ein grauer, freudloser Bursche wie der verrückte Georgios, der in Lumpen gehüllt, schimpfend, fluchend und speiend durch die Straßen lief. Für die Jungen war es eine Mutprobe, ihn zu ärgern. Doch wegen dieses dreimal verfluchten Krieges durfte Joanot nicht mehr auf die Straße, seinetwegen sah er seinen Vater und seinen älteren Bruder oft tagelang nicht, seinetwegen reagierte seine humorvolle und zu manchem Schabernack aufgelegte Mutter oft gereizt. Und wegen des Krieges saßen sie nun schon seit Stunden in der Hauskapelle, beteten und machten so ernste Gesichter, als hätte der Blitz das

Haus getroffen und Mutters bestes Geschirr, das sie von ihren Eltern in die Ehe mitbekommen hatte und das nur an Sonntagen benutzt wurde, zerschlagen.

Der Überdruß roch nach verbranntem Wachs. Auf dem Marmoraltar mit dem Kruzifix und dem Bild der Gottesmutter genügten sonst drei Lichter – heute flackerten zum ersten Mal gleich sieben Kerzen, für jedes Familienmitglied eine, und wenn ein Licht zu verlöschen drohte, wurde es sofort durch ein neues ersetzt.

Der Rauch der Kerzen schlängelte sich zum Tonnengewölbe der Kapelle hoch wie das Seil eines indischen Fakirs, dem Joanot einmal auf dem Jahrmarkt zugesehen hatte. Tagelang hatte er von diesem Erlebnis in unterschiedlicher Weise geträumt, mal als Spaß, mal als Erinnerung, aber auch als Nachtmahr mit dem Seil als Drachen, der sein Haupt erhob und den kein Mann, schon gar nicht ein kleiner Junge wie er, sondern nur der Erzengel Georg zu besiegen vermochte. In Joanots Vorstellung vermischte sich der Seiltrick des Fakirs mit dem Tafelbild, auf dem Sankt Georg den Drachen tötete. Ein Maler in Barcelona hatte es seinen Eltern zur Hochzeit geschenkt, und nun hing es links von ihm in der Kapelle. Der Heilige sah ein bisschen so aus wie sein Vater.

Barcelona – der Name der katalanischen Hafenstadt klang in seinen Ohren nach Wunder, nach Geheimnis und Zauberei. Seit elf Jahren lebte seine Familie nun schon in Konstantinopel, denn der Vater hatte seine Faktorei an den Bosphorus verlegt, weil es auf der Welt keinen besseren Ort für den Fernhandel gab. In der alten Kaiserstadt trafen sich Ost und West, Nord und Süd. Der schnelle Aufstieg Don Péré Julias zum katalanischen Konsul, zum Vorsteher der kleinen spanischen Kolonie, bestätigte, dass die Entscheidung richtig gewesen war. Die Geschäfte liefen prächtig, und die Familie, allen voran der jüngste Spross, genoss das behagliche Leben im Wohlstand. Obwohl Joanot wie ein kleiner König fröhlich über Konstantinopel als seinem Kinderreich gebot, wuchs in ihm die große Neugier auf Barcelona, so als hätte die unbekannte Heimat sich einen Platz in seiner Seele reserviert. Er empfand ein unerklärliches Heimweh nach der fremden Stadt. Deshalb hatte er Gott auch gebeten, ihn eines Tages über das Meer nach Berselone zu führen, wie sein Vater die Stadt zuweilen auf Katalan nannte. Als Gegenleistung versprach Joanot, täglich zwei Vaterunser zusätzlich zu beten und legte noch das Gelöbnis oben drauf, Blanca nicht mehr an den Zöpfen zu ziehen. Dieses Versprechen bedeutete für den immer zu Streichen aufgelegten Jungen ein echtes Opfer, denn er liebte diese Neckerei über die Maßen, weil dann das runde Gesicht der Schwester so lustig ruckartig nach rechts und nach links schaukelte. Noch mehr liebte er aber ihre Empörung, dann hieß es allerdings, sich schnell aus dem Staub zu machen, wollte er sich nicht eine deftige Ohrfeige einfangen. Einmal war ihm die Flucht missglückt, und seine Wange hatte noch den ganzen Tag gebrannt.

Joanot wandte sich erneut zu seinem Vater um. So viel konnten doch nicht einmal die Erwachsenen erlebt haben, um derart lange mit Gott Zwiesprache zu halten! Allmählich wuchs in ihm der Verdacht, dass es nur so aussah, als ob sie beteten, in Wahrheit aber schliefen.

Diesmal hatte Joanot Glück. Der Konsul schaute auf. Ein Lächeln schlich sich in seine schwarzen Augen, und er öffnete die Arme. Darauf hatte der Junge nur gewartet.

Von der Straße drang Lärm herein, der sich ihnen in beängstigender Geschwindigkeit näherte wie das Knurren eines heranpreschenden Wolfsrudels. Dann brachen Männer mit dicken schwarzen Haarsträhnen, die wie Geißeln von ihren kahlen Schädeln hingen, in die kleine Kapelle ein und streckten ihre Krummschwerter vor sich aus. Joanot zitterte am ganzen Leib. Teufel, dachte er panisch, das sind Teufel. Nie zuvor hatte er Janitscharen gesehen, Angehörige der Elitetruppen des Sultans. Die Männer, deren furchterregende Gestalten sich in dem im Rauch gefangenen Licht der Frühlingssonne abzeichneten, das durch die Fenster fiel, rochen nach Blut, Gemetzel und Tod. Sie stanken so sehr nach der Hölle, dass ihr Geruch Joanot den Atem nahm.

»Ruhig, ruhig«, flüsterte der Vater auf Katalan seinem Jüngsten zu.

Die Janitscharen packten den Konsul und Joanots Brüder und fesselten ihnen mit geübten Griffen im Rücken die Arme. Joanots Mutter griff nach seiner Hand. Gleichzeitig legten sich zwei schwere Pranken auf seine schmalen Schultern und rissen ihn nach hinten. Er schloss die Faust und spürte etwas Spitzes, Kühles. Seine Mutter nickte ihm verschwörerisch zu. Er begriff, dass sie ihm etwas gegeben hatte, dass er unter allen Umständen bewahren musste. Es gelang ihm noch, das kleine Metall in die Hosentasche zu stecken, bevor auch seine Arme auf den Rücken gefesselt wurden. Der grobe Strick schnitt in die weiche Haut seiner Handgelenke. Die Janitscharen trieben ihn hinter seinen Brüdern und seinem Vater aus der Hauskapelle. Sie hatten den Vorplatz gerade erreicht, als Demetrios, der mit großer Anstrengung ein Schwert hochhielt, mit heiserem Gebrüll aus dem Kontor stürzte.

Die Janitscharen starrten ihn verwundert an, dann brachen sie in Gelächter aus. Sie hatten kein Mitleid mit seiner verzweifelten Hilflosigkeit, dieses Gefühl war ihnen fremd – wie alle menschlichen Regungen. Mit seinen dünnen Armen, die ein Leben lang nur die Feder geführt und die Seiten umgeblättert hatten, gelang es dem Kontoristen kaum, den riesigen Zweihänder zu halten, der über Jahre im Kontor an der Wand gehangen hatte. Er war ein Geschenk des Königs von Aragon, weil ihm Péré Julia einst mit einer bedeutenden Summe aus einer Verlegenheit geholfen hatte.

Einer der Janitscharen schlug mit seinem Säbel kurz und kräftig zu. Der Beidhänder fiel scheppernd zu Boden. Als sich Demetrios danach bücken wollte, versetzte der Türke ihm beiläufig, als wäre er eine lästige Fliege einen allerdings gut gezielten Hieb. Demetrios stürzte mit einem herzerreißenden Aufschrei zu Boden.

Aus den Augenwinkeln sah Joanot, dass das linke Bein des Griechen unnatürlich abgewinkelt dalag und stark blutete.

»Demetrios, lieber Demetrios«, schrie er außer sich und wandte sich um, wollte zu ihm, um ihm zu helfen, aber der Türke hinter ihm stieß ihn vorwärts, wieder und wieder und wieder.

*Stambul, Osmanisches Reich*

Wie sehr hatte er sich gewünscht, wieder an die frische Luft zu kommen! Aber die Luft war nicht frisch. Sie schmeckte nach Rauch und stank nach Urin und Verzweiflung. Himmel und Sonne waren hinter einem schmutzigen Schleier gefangen. Selbst die Kastanien verbargen in diesem Frühling 1453 furchtsam ihre Blüten. Joanot fühlte sich allein. Der Vater und die Brüder hatten nicht einmal den Schatten einer Möglichkeit, Joanot auf dem langen Weg durch die Stadt von der katalanischen Kolonie am Bosphorus entlang zum Kaiserpalast zu helfen oder ihn zu trösten, da sie hintereinandergehen mussten. Manchmal patschte er durch aufgeweichten Boden, obwohl es seit Tagen nicht geregnet hatte. Die dürstende Erde trank sich satt am Blut der Menschen.

Starr vor Angst hielt Joanot den Kopf gesenkt, um im Vorbeigehen nicht sehen zu müssen, wie links und rechts von ihm Männer erschlagen oder gefoltert und Frauen vergewaltigt wurden. Und nicht nur Frauen, auch Kinder. Zu gern hätte er sich die Ohren zugehalten. Das Schreien und Wimmern, Gelächter wie tierisches Gurren, erbarmungswürdiges Geheul und die verzweifelten Melodien eines Flötisten, der gezwungen wurde, zur Hatz aufzuspielen, brandeten zum Himmel auf wie eine Sinfonie der verlorenen Seelen, die Gott um Erbarmen anflehten. Aber Gott schien taub oder verweist zu sein. Vielleicht gelang es ihm auch einfach nicht mehr, sich seiner Barmherzigkeit zu erinnern.

Joanots Augen und Wangen brannten von dem beißenden Qualm, der sich in schwarzen Schwaden durch die Luft drängte. Weil er stolperte, blickte er auf. Auf der Zinne der Seemauer fing ein merkwürdiger Anblick seine Aufmerksamkeit ein. Er brauchte etwas Zeit, um zu begreifen, was er sah, und kniff die Augen zusammen. Als er endlich erkannte, was er eine Weile zu verdrängen versucht hatte, erfasste ihn eine tiefe Traurigkeit. Dort oben stak auf einer Lanze der Kopf eines Mannes. Die Haare flatterten im Wind. Auf dem Schädel saß eine Krähe, die ihm eifrig die Augen aushackte, jetzt, wo er sie nicht mehr benötigte. Joanot meinte, den Toten zu kennen, für einen Moment glaubte er sogar, dass es einer der Bettler war, die gewöhnlich auf den Stufen vor der Hagia Sophia saßen.

Doch sahen nicht alle Bettler gleich aus? Besonders für einen reichen kleinen Jungen, dem der Vater vor dem Besuch des Gottesdienstes ein paar Münzen in die Hand drückte, damit er sie den Bedürftigen schenkte?

Endlich in Blachernae angekommen wurden sie in den Kaisersaal geführt, vorbei an zahllosen türkischen Soldaten und Offizieren, denen der Sieg als schiefes Grinsen ins